

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 98 (1972)
Heft: 2

Artikel: Der Mi(e)tbürger als Mi(e)thörer
Autor: Heisch, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-510759>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Mi(e)tbürger als Mi(e)thörer

von Peter Heisch

Neulich habe ich Bekannte besucht, die in einem jener modernen Baugebilde am Stadtrand wohnen, wo vor kurzem noch karge Felder brachlagen. Schneller als eine Saatfrucht ist der langgestreckte, weiße Hauskasten aus den Schollen emporgeschossen und hat sehr bald die bunten Blüten seiner Sonnenstore entfaltet.

Die Wohnungen sind mit allem zeitgemäßen Komfort ausgestattet, versteht sich. Meine Gastgeber führten mich stolz herum, zeigten mir den Müllschlucker, den großen 190-Liter-Kühlschrank, die eingebaute Tiefkühltruhe, den versenkbaren Geschirrkasten; sie führten mich auf den herrschaftlichen Balkon mit überwältigendem Blick auf ein Stück zersiedelter Natur; sie ließen mich im Wohnzimmer vor einer großen Fensterfläche andächtig erschauern und nannten mir eine imponierende Quadratmeterzahl. Wirklich: die Leute durften sich glücklich preisen, sich diese Wohnung leisten zu können.

Der Hausherr war sichtlich erfreut darüber, daß ich mich hatte beeindruckt lassen. Er nahm eine Flasche Wein mit in die Küche und hielt sie über der Anrichte in eine offenbar dafür vorgesehene Maueröffnung, die mir bei dieser Gelegenheit als automatischer Entorker vorgestellt wurde. Es gab bei der Entfernung des Verschlusses ein ganz dezentes, kaum vernehmbares Knällchen. (Man erlaube mir die Bildung dieses ungewöhnten Diminutivums, welches sozusagen den akustischen Schatten jenes herzhaften Paukenschlags charakterisieren soll, der das Herz eines passionierten Weinbeißers höher schlagen läßt.)

Ansonsten ging es in der Wohnung keineswegs so gedämpft und lautlos zu, wie man das auf Grund der pianissimo intonierten Einleitung etwa hätte erwarten dürfen. Wir hatten gerade die Gläser erhoben, um uns über die Ränder der Kelche hinweg das erste freundliche Prost zuzusprechen, als plötzlich dicht neben mir, so glaubte ich jedenfalls festzustellen, das markerschütternde Gekeife einer Frauenstimme erschallte: «Wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst das Saufen bleiben lassen!» Und es folgte eine Flut von Beschimpfungen, die mir eine Gänsehaut über den Rücken und den kalten Angstschweiß aus den Poren jagte. Betroffen stellte ich das Glas, an dem ich noch nicht einmal genippt hatte, wieder auf den Tisch zurück, während meine Gastgeber unbekümmert zu trin-

ken fortführen und – abgesehen von jener Grimasse, die man nach einigen Schlucken säuerlichen Weins wohl oder übel schneiden muß – weiter keine Miene verzogen. Sie schienen den Wortschwalm, der in unverminderter Tonstärke anhielt, überhaupt nicht zu hören. Da ich aber nicht glauben konnte, sie wären mit einem Male taub geworden, befahl mich einige Augenblicke lang eine fürchterliche Ahnung: wie, wenn diese meine Wahrnehmungen aus dem übersinnlichen Bereich zu mir kämen? Ich fühlte, wie sich meine Haare sträubten, und ich muß wohl ziemlich verstört ausgesehen haben. Das allerdings blieb meinen Gastgebern nicht verborgen. Sie reckten ihre Häuse vor, nahmen mich liebevoll in Augenschein und fragten verständnislos, ob mir nicht gut sei.

«Doch, doch», wehrte ich dankend ab. «Aber sagt mir bitte ganz ehrlich: hört ihr nicht auch dieselbe Stimme wie ich?»

Da lachten die beiden und schlugten kopfnickend meinen Alldruck in die Flucht. Natürlich, die Stimme hörten sie ebenfalls sehr gut, nur zu gut, so daß sie sie eigentlich schon wiederum nicht mehr vernahmen.

Die Sache wurde mir immer fremder.

«Alles Gewohnheit, mein Lieber», meinte der Hausherr und klärte mich darüber auf, daß die Stimme Frau Rumpelmüller von links nebenan gehöre, einer resoluten, zänkischen Person, die ihrem Manne über das Wort zum Sonntag hinaus auch an jedem gewöhnlichen Wochentag eine erbauliche Gardinenpredigt halte.

Ich hatte mich kaum vom ersten Schrecken erholt und lauschte der Standpauke von Frau Rumpelmüller, obwohl sie vergleichsweise äußerst interessant gewesen wäre, bereits nur mit halbem Ohr, da ließen zwei spitze, klirrende Schmetterlaute, die man für Geschoßeinschläge halten konnte, das Haus in seinen Grundfesten erzittern. Instinktiv zog ich den Kopf in die Schultern ein und wäre schnurstracks unter den Tisch in Deckung gegangen, hätte mich nicht der Gastgeber beim Kragen gepackt und von der Verwirklichung dieses Vorhabens abgehalten.

«Sieh dir nur unseren Freund an», hörte ich ihn zu seiner Frau sagen, indem er mich so hochhob und sanft in die Polster des Ses-

sels drückte, «er fürchtet sich vor unserer guten Frau Huber oben!»

Die Dame des Hauses schenkte mir ein nachsichtiges Lächeln und meinte: «Nun ja, ich finde, Frau Huber übertreibt ziemlich stark mit ihrem Verbrauch von Dosenmilch. Das ist nun schon die dritte Büchse innerhalb von zwei Tagen – für eine alleinstehende Person erscheint mir das geradezu abnormal viel.»

Wenig später vernahm ich ein langanhaltendes Grollen. Es donnerte und polterte, als ob ein Düsenflugzeug auf dem Flachdach des Hauses zur Bauchlandung ansetzte. Im Zusammenklang mit Frau Rumpelmüllers kreischendem Organ, das immer noch nicht zur Ruhe gekommen war, bewirkte das schauerliche Rumoren ein Hörerlebnis von apokalyptischen Ausmaßen, um das mich sicher mancher Anhänger der Donaueschinger Musiktage beneidet hätte. Diesmal nahm ich mich jedoch zusammen und war bemüht, mir meine tiefen inneren und äußerlichen Erschütterungen nicht anmerken zu lassen, obwohl ich nicht weniger betete als die Gläser auf dem Tisch. Vielleicht, dachte ich mir, fände der Spektakel schließlich dar-

in seine Erklärung, daß auf einem der Balkone des noch nicht lange fertiggestellten Hauses eine Betonmischmaschine vergessen und vornin versehentlich in Funktion gesetzt worden sei. Als der mysteriöse Lärm nach einiger Zeit immer noch nicht verstummte, vermaß ich meinen guten Vorsatz, schweigend sein Ende abzuwarten und machte meinen Gastgebern gegenüber doch eine diesbezügliche Andeutung.

«Wer wird denn gleich so empfindlich sein!», tadelte mich der Hausherr in erhöhter Stimmlage, denn eine Unterhaltung in normalem Tonfall war unter diesen Umständen nicht mehr möglich. «Da ist irgend jemand im Hause beim Abwaschen – und wird vermutlich auch wieder einmal damit aufgehört.» Immerhin räumte er ein, daß das Chromblech der Spülbecken einigermaßen «phonintensiv» sei. (Die Lässigkeit, mit der er dieses Eigenschaftswörtergebrauch gebrauchte, verriet den routinierten Mann der Werbung.)

Der abwaschende Jemand hatte seinen geräuschvollen Reinigungsakt kaum beendet, da wurde der Vortrag von Frau Rumpelmüller, die nun wichtige Stellen mit krachenden Fausthieben zu skandieren

beliebte, durch einen raketenhaft ansteigenden Pfeifton jäh entzweitgeschnitten. Er war nicht unmelodisch, hob und senkte sich mehrmals in gleichmäßiger Zeitfolge, was zu meiner nicht geringen Verwunderung eine erstaunliche Ähnlichkeit mit dem bekannten Kuhreigen aus der Ouvertüre zu «Wilhelm Tell» ergab. Hingerissen – ich konnte nicht anders – lauschte ich dieser einschneidenden Weise, bis sie fortissimo verklang.

«Ist es nicht fabelhaft, was da Frau Brunner mit ihrem Wasserhahn fertigbringt?», versuchte die Hausfrau zu scherzen.

«Es bringt wenigstens etwas Abwechslung», antwortete ich und fuhr danach, daß Frau Brunners Repertoire an Wasserhahn-Kunststücken sehr reichhaltig sei. Sonntags spiele sie beispielsweise das «Ave Maria» von Bach-Gounod. Aber selbst den nicht gerade leichten «Schweizerpsalm» beherrsche sie bereits vorzüglich.

Um diesen Ohrenschauspieler bereicherte, glaubte ich im folgenden mir ein Urteil anmaßen und ein von rechts nebenan durch die Wand dringendes Kratzen oder Schaben als Auswirkungen einer Rasierprozedur erklären zu dürfen. Doch der Hausherr schüttelte das wissende Haupt und entgegnete ohne einen Augenblick des Zögerns, so daß seine Theorie zum unumstößlichen Dogma wurde: «Nicht um diese Zeit. Das sind Fröhlichs beim Rettichessen!»

Kurz darauf wurden wir in unserem mühsam dahintröpfelnden Gespräch von einem Geplätscher unterbrochen, das so heftig und schallend erbrauste, daß man meinen konnte, die gesamte Schüttmenge der Fontana di Trevi würde von oben auf die Zimmerdecke gegossen. Und da ich die menschlich allzumenschliche Ursache dieser Sturmflut zu kennen glaubte, schien es mir an der Zeit, mich schleunigst zu verabschieden. Ein paar rumpelmüllersche Schimpfwörter, das gurgelnde Gebrause eines Wasserklosetts, die Detonationen aus dem Abwaschbecken und das alles überstrahlende Krähen der Wasserhähne im Ohr, verließ ich fluchtartig die mit jeglichem Komfort ausgestattete moderne Tonhalle.

Dankbar bin ich allenfalls für die etymologischen Einsichten, die mir dadurch zuteil wurden. Endlich ist mir klar, daß der Beton nur so und nicht anders heißen kann, da er allen Geräuschen eine überdimensionale Betonung verleitet.

Albert Ehrismann

Turnübungen für Optimisten

Fünfzig Franken sind nicht mehr fünfzig Franken. Aber fünfzig Jahre wiegen schwerer als früher.

Fünfzig Sonnentage im Jahr sind wenig. Fünfzig recht gelebte Jahre sind viel.

Fünfzig Tränen aus Leid und fünfzig Tränen aus Freude zeigen den gleichen Pegelstand. Aber die Glückstränen sind mineralhaltigeres Quellwasser.

Fünfzigmal ertrotzter Eigensinn in einem halben Jahrhundert zerstört nicht die Erde. Fünfzig mutige Gedanken in fünfzig Jahren können Berge versetzen.

Nicht die fünfzig höchsten Berge, die man bestiegen, sind buchenswert. Aber fünfzigmal Ubersicht und Einsicht ins größere Ganze gewinnen, bedeutet Hoffnung.

Die Erde sei fünfzig Millionen oder drei oder fünf Milliarden Jahre alt? Fünfzig (oder die Hälfte) tiefe Kniebeugen jeden Morgen, ohne die Wörter zu biegen vor Ideologien und Potentaten, verdoppeln die Lebenserwartung. Hundert wären eine hübsche Menge.

